

---

# Wohin sind wir unterwegs?

---

Zum Gedenken an

---

Christa Wolf

---

SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp

SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp

Als Christa Wolf am 1. Dezember 2011 starb, wurde nicht nur um eine große Autorin getrauert, sondern auch um eine bemerkenswerte Frau. Der vorliegende Band versammelt die Reden von Weggefährten, Freunden und Kollegen, die bei der Beisetzung auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof und bei der Gedenkfeier der Berliner Akademie der Künste am 13. Dezember 2011 sprachen.

Das Werk von Christa Wolf (1929-2011) wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschienen der Roman *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* (2010), der Essayband *Rede, daß ich dich sehe* (2012) sowie die Erzählung *August* (2012).

# Wohin sind wir unterwegs?

Zum Gedenken  
an Christa Wolf

Erste Auflage 2012

edition suhrkamp

Sonderdruck

Originalausgabe

© dieses Bandes Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06922-6

Wohin sind wir unterwegs?



Dorotheenstädtischer Friedhof,  
Berlin





AN SICH

Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren,  
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der  
Neid,  
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,  
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit ver-  
schworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren,  
Nimm dein Verhängnis an, laß alles unbereut.  
Tu, was getan muß sein, und eh man dir's gebeut.  
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets ge-  
boren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und  
sein Glücke  
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:  
Dies alles ist in dir. Laß deinen eitlen Wahn,

Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke.  
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen  
kann,  
Dem ist die weite Welt und alles untertan.

*Paul Fleming*



VOLKER BRAUN

*Totenrede*

Sie starb ruhig, ohne Schmerzen. Ihre große Familie war um sie versammelt. Kein Kampf, sie willigte wohl in den Abschied. Sie hatte noch einmal die Augen weit geöffnet, sie schien in die Ferne zu sehn. Die Züge im Tod entspannt, ein Lächeln umlief sie. Das Gesicht glatt; *sie sah schön aus*.

Es war ein trüber Tag. Das Bild, das sie in der Minute ihres Todes sehen wollte: der Himmel über der mecklenburgischen Landschaft, blau grundiert, Kumuluswolken, Wolkenstreifen darüber. Der Kirschbaum mitten auf der Wiese, der trotz der Kälte blüht. Das sanfte, heitere Licht. Ihr Leben wäre erlöst.

Ich kannte sie in jungen Jahren: hochgewachsen, und am Ende in ihrer Erdschwere.

Jetzt, da ihr Leib in die Erde kommt, und alles fällt von ihm ab, was ihn anstrengte – denn er trug ihr Schreiben mit, reflektierte es, und sei es, daß die Gelenke blockierten –, jetzt denke ich daran, daß sie in einer großen Not über den Ozean anrief: Mein Körper entfernt sich von mir. So wie sich die Zeit entfernt! Es war die Angst, sich selbst zu verlieren. – Sie war aber diese Eine, Ganze, die mit allen Fasern lebte und nach sich selber fragte. Sie hatte die Kraft.

Wer sie ist, das wollte sie immer wissen. Das Kaufmannskind von der Warthe, die seßhafte Autorin an

der Spree. Sie mußte danach fragen in der Zeit des Kriegs, der Flucht, in Aufbauepochen und Abrißjahren. Die Hoffnungsvolle, Zweifelnde. »Nimm alles nicht so schwer«, sagte die Mutter zu ihr, und so hat auch Anna Seghers zu ihr gesprochen. Doch als einmal in einem Trinkspruch allen wenigstens noch ein Leben gewünscht wurde, dasselbe Leben noch einmal, sah sie die Seghers erschrecken, die Jüdin, die Kommunistin, die Exilantin. – Christa Wolf konnte sagen: Ich wollte kein andres Leben als das.

Sie war oft krank, oft erschöpft von Streit, aber sie hatte den Halt an den Ihren. Ihr gütiger, kluger Mann. Die Kinder, der Alltag, der 27. *September*. Es war ein liebevolles, tätiges, reiches Leben, und sie gab davon ab, wenn einer Mut brauchte oder einen Mantel. Wie frei, unbefangen, herzlich war unser Gespräch, und von dem Ernst, mit dem man Lieder singt. »Dat du min Lewsten bist / dat du woll weeft«. Es wurde in ihrer Nähe alles weit. Sie ließ sich nicht einschränken in das *gebremste Leben*. Die Nachmittage mitunter / In Meteln, Pinien- / Duft! Atmende / Fern von Troja: // Auf auf zum Kampf / Ihr Waffenlosen.

Man warf ihr das Hierbleiben vor: die doch so weit fortging, bis in die Mythenwelt, in uralte Geschichte, an die Wurzeln des Unglücks, auf den Grund. Das war ihr fraulicher Mut. Sie ging bis an die Grenze, an der man sich selbst als Fremder entgegenkommt. Sie wagte diesen Gang. »Nimm dein Verhängnis an. Laß

alles unbereut.« In welchem Spannungsfeld stand sie. In dem gespaltenen Land, der zerrissenen Menschheit, zwischen Tat und Enttäuschung. Der selbstgewisse Westen war nicht die Alternative. Sie sah nicht hier noch dort den Staat, der lernt, und Gemeinsinn übt, den Einspruch gegen das Ganze.

Sie blieb nach dem Umbruch voll Neugier, die Spottlust ungestillt, und das *Nachdenken über* alles. Ein Fassungsbehalten in der Großen Verwerfung. Ernüchterung: blieb ihr Zauberwort. Sie hat der deutschen Literatur wie wenige Würde und Weltbewußtsein gegeben.

An ihr, der Kenntlichen, rieben sich die Debatten. In ihr Fleisch schnitten die Schmähungen ein. Irrtum, Verstrickung: wir hätten uns, West und Ost, etwas vorzurechnen? Ogott! nie waren wir so, wie heute, verstrickt, verirrt, in demokratische Kriege, die Jahrmarktwirtschaft, sinnentleerte Vernunft. – Wie vornehm haben wir uns betragen gegen die Siegergewißheit.

Den 80. feierte sie heiter in drei Pankower Stuben, es wurde wieder gesungen, getafelt, die Enkel haben das Fest bereitet. Es war etwas aufgegangen. Das hatte diese *Gesellschaft* doch vermocht, das Hinnehmen, Dulden, Einrichten ins Unannehmbare aufzukündigen. Es ist ein Kapitel, dem andere folgen, aber zu dem man zurückblättern wird.

»Je älter man wird, desto mehr braucht man Freunde wie Euch« ... nun fehlt sie so je so mehr. Das Ur-

teil der andern, der Nachwelt haben wir nicht in der Hand, ließ sie die Gänderode sagen. »Aber alles, was wir aussprechen, muß wahr sein, weil wir es empfinden.« Das war weit entfernt von Brechts List, die Wahrheit zu sagen; der V-Effekt: daß sie nun nah beieinander liegen.

Auch Anna Seghers kam hier an, mit militärischem Ehrenbegräbnis. Draußen vor dem Eisentor, auf der Chausseestraße, mußte die Menge warten, mir schoß das Wasser in die Augen. – Christa kannte beizeiten Gedränge, und heute müssen Senatsmaßnahmen der Sache Herr werden. Wohl nie hat so viel Liebe eine Tote zum Grab geleitet.

Vielleicht haben wir alle gehofft, daß sie nie sterben wird. – »Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an.« Nun nein, sie kann nicht mehr. In ihr letztes Buch ist wohl ihre Lebenskraft geflossen. Sie geht leibhaftig fort. Ausgelebt, ausgekämpft das alles. Ich höre sie lachen. Sie steht nun drüber, und liegt eben drunten. Der Alltag der Toten beginnt. Er wird bei ihr ausgefüllt sein.

Die Gestalten, die sie heraufrief, Cassandra, Medea, umstehn sie wie Schwestern, ein Schutzengelgeschwader. Sie haben alle ihre Gestalt. Sie geht nun selbst in den Mythos ein.

Wenn wir hier um sie trauern, so mit Dankbarkeit, in schmerzlicher Freude, in unserer Freiheit.

Was sah sie zuletzt, welches Licht? Winter wird es.

Liebe Familie, liebe Gäste,

ich sehe dich und Opa am Kopf der großen Tafel in Woserin sitzen zu eurem 60. Hochzeitstag. Draußen regnet und stürmt es, ein mißglückter Sommer. Das letzte große Fest. Die Familie ist versammelt, um euch zu feiern. Immer wenn ich an dich denke, denke ich auch an Opa. Für mich seid ihr zu zweit. Diese Beziehung – durch nichts zu erschüttern, fast aus der Zeit gefallen – dauerte länger, als wir Enkel bisher gelebt haben. »Eine ideale Verbindung« hast du das genannt, durch Arbeit, Respekt und Zuneigung miteinander verwoben. Und als ich dich einmal fragte, was euch so lange zusammengehalten hat, hast du geantwortet: »Wir konnten einander immer etwas geben.«

Wie oft waren wir als Familie gerührt von der Sorge und Fürsorge Opas, ganz besonders in den vergangenen Monaten. Bis zuletzt hat Opa jeden Tag eine Suppe für dich gekocht. Jeder, der meinen Opa kennt, weiß: Er würde das nie so sagen, aber es war eine große, lebenslange Liebe. Es fällt sehr schwer, euch nicht mehr als Paar zu denken.

Mir kommen die großen Runden in den Sinn in der Friedrichstraße, in Meteln, in Woserin und in Pan-



kow, stets gab es exzellentes Essen und guten Wein. Ihr wart wunderbare Gastgeber. Unsere Familien- und Freundestreffen waren manchmal so laut, so lebendig, daß Neuankömmlinge im allgemeinen Redefluß ein wenig verängstigt verstummten. Wir hatten uns immer viel zu sagen. Du hast dich interessiert für deine Familie, für deine Enkel. Nachts hast du oft im Bett gelegen, bist in Gedanken jeden einzelnen durchgegangen, und wenn es einem von uns einmal nicht so gutging, hast du ihm »deine Strahlen gesendet«. Du hast an unserem Leben Anteil genommen und wir an deinem. Jedes Enkelkind kennt deine berühmte, etwas sorgenvolle Frage: »Kocht ihr euch eigentlich manchmal was?«

Das überernste Bild, das in der Öffentlichkeit oft von dir gezeichnet wurde, gibt nur sehr unzureichend wieder, wie wir dich erlebt haben. Du konntest sehr witzig sein, hattest einen Hang zur Selbstironie, manchmal auch zum Konsum von trivialen Fernsehserien und hast eine gutgemixte Margarita sehr geschätzt.

Ich erinnere mich, wie wir in Woserin beieinandersaßen und ich über meine Nöte berichtete, ein paar Journalisten zu einem Gesprächskreis zusammenzuführen. »Es gibt nichts, was wir gemeinsam wollen«, habe ich damals gesagt. Deinen Blick, Omi, werde ich nie vergessen, etwas zwischen Mitleid und Unverständnis. Du hast immer viel gewollt, und das mit möglichst vielen gemeinsam. Du hast dich aus-

gesetzt, so sehr, daß wir als Familie oft um dich und deine Gesundheit fürchteten. Psychische Schmerzen entluden sich bei dir meist sogleich im Körper.

Du und Opa habt mir einmal lange über eure Kämpfe in der Vergangenheit erzählt, wie sich Schriftstellerkollegen, Freunde, enge Vertraute gegenseitig anfeindeten, fertigmachten aus ideologischen Gründen. Und wie danach keine Versöhnung mehr möglich war. Freundschaften haben dir viel bedeutet, und wie oft sind sie aus politischen Gründen zerbrochen. Für uns Nachkommende sind diese Auseinandersetzungen, ihre Radikalität und Brutalität kaum zu begreifen. Manchmal beneide ich euch um die Tiefe, die Existentialität eurer Gefechte. Oft bin ich froh, und ich glaube alle anderen Enkel auch, daß ich ein paar deiner Kämpfe nicht führen, ein paar deiner Entscheidungen nicht treffen mußte. Und ich bin stolz darauf, daß du die Kraft dazu irgendwie hattest. »Wenn ich nichts gesagt hätte, hätte ich nicht mehr schreiben können«, hast du einst gesagt über deinen Entschluß, beim 11. Plenum zu sprechen. Es gibt etwas, eine Eigenschaft, die vielleicht altmodisch klingt und die ich vor allen anderen mit dir verbinde – Anständigkeit.

Oft habe ich überlegt, wie es für dich ist, deine Kinder und uns Enkel zu beobachten – mit unseren Handys, die du nicht benutzt hast, vertieft in Mails, die du nie geschrieben hast, und auf Reisen gehend zu Orten, nach denen du dich nie gesehnt hast. Ab

und zu müssen dir die Dinge, die uns besetzt und beschäftigt haben, seltsam oder hohl erschienen sein. Gesagt hast du nie etwas dergleichen. Du hast uns immer in allen unseren Irrungen und Wirrungen akzeptiert und damit bestärkt.

Für mich ist eure Wohnung eine Art geschützter Raum, ein Wehr gegen die Anfechtungen und Geisteslosigkeiten der Gegenwart. Ich weiß nicht, wie es wird ohne dich an diesem Ort. Es ist, als trete ich über die Schwelle in ein anderes Jahrhundert. In eine Welt, von der ich das Gefühl habe, daß es sie bald nicht mehr geben wird. Eine Welt, in der Goethe und Jandl rezitiert, Volkslieder gesungen werden, in der dem geschriebenen Wort gehuldigt wird und in der Dummheit das schlimmste Schimpfwort ist. Eine Welt, in der noch Briefe geschrieben, Anfragen und Lesermeldungen beantwortet werden. Du hast viel von dir gefordert.

Du warst und bist eine besondere Oma. Wer kann schon sagen, daß er gemeinsame Freunde mit seiner Großmutter hatte, gemeinsam über die gleichen Bücher, Filme, Texte oder immer wieder darüber, was auf diesem Planeten geschieht, reden konnte. Du warst wirklich interessiert an der Welt und ihren Bewohnern, bis zum buchstäblich letzten Augenblick hast du uns immer danach befragt, wie es uns geht und was wir denken. Du hast zu allen Verbindung gehalten. Auch, daß wir als Familie am Ende in deinen letzten Stunden da waren, bei dir sein wollten

und konnten, ist zum großen Teil dein Verdienst. Wir haben dich sehr geliebt.

Nun gibt es Nora, die nächste Generation, deine dreijährige Urenkelin. Ich bin sehr froh, daß ihr euch noch kennenlernen konntet. Auch Nora hat jetzt das berühmte Schokoladenfach in eurer Kommode entdeckt, und gesungen habt ihr auch miteinander. Als es dir schon sehr schlecht ging, wollte Nora zu dir ins Krankenhaus gehen und ihren Arztkoffer mitnehmen. Sie wollte dir helfen. Richtig begriffen, daß du fort bist, hat sie noch nicht. Das haben wir, glaube ich, alle noch nicht. Wie auch? Du fehlst.